

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 37

Artikel: Die grosse Hemmung [Fortsetzung]
Autor: Trabold, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-640671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 37 — 1915

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

11. September

□ □ Früher Herbst. □ □

Don Alfred Huggenberger.

Nun muß der Sommer scheiden;
Der Tag kam früh, der Tag kam bald.
Der erste Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Wald.

Die alten Tannen träumen
Von Sang und Sonnenherrlichkeit.
Ein Wort klingt zitternd in den Räumen:
Wo ist denn deine Sommerszeit?

Ich muß mich bang besinnen —
Wie kurz ist doch ein Lebensjahr!
So vieles gibt's noch zu gewinnen,
So wenig Träume wurden wahr!

Der Reif liegt auf den Weiden,
Das Schweigen wandelt durch den Tann.
Sroh sah ich manchen Sommer scheiden —
Heut kommt mich leis ein Trauern an.

(hintern Pflug.)

≡ Die große Hemmung. ≡

Novelle von Rudolf Trabol.

6

Die Worte klangen Hilda verführerisch, es war ihr, als spreche da etwas in ihrem Innern, sie hat recht, es ist so, aber sie gebot dieser Stimme gebieterisch Schweigen. Sie brauchte nur an René zu denken und der Zauber, der sie verführen wollte, verschwand. Sie antwortete darum:

„Reden Sie nicht so, Colette, ich kann es nicht hören von Ihnen, von einer Französin, die mir teuer ist.“

„Ich kann nicht anders, als offen zu Ihnen reden, so wie Sie es tun. Ich glaube an nichts mehr, vielleicht sind wir schon verraten. Ja, schauen Sie mich nur an, aber ich kann mir nicht helfen, ich habe keinen Glauben mehr an unsere Armee. Es kommt mir vor, unsere Regierung sei blind gewesen, wenn ich alles überdenke. Die Deutschen haben, wie schlimm es mit uns steht, und darum wagten sie es, den Krieg allen zu erklären, denn daß die Russen im innersten Kern verfault sind, das hat ja Ihr Mann selber oft genug gesagt. Und wenn ich an den Prozeß Caillaux denke, dann bin ich vollends fertig mit aller Hoffnung. O, nun mögen die großen Herren noch so prächtige Phrasen machen, ich vergesse nichts und weiß, daß über Nacht sich nicht alles so verändert hat. Herr Balandrau erzählte genug, was er gesehen in Ihrer Heimat, zählte alles auf, was wir versäumt im Handel, in der Industrie, in der Verwaltung. Er verhehlte es nicht, daß er in Deutschland in kurzer Zeit mehr gelernt als in Frankreich, und mein Mann sah es und wußte es zu schätzen, weil er

kein blinder Chauvinist ist. In der Armee scheint es das gleiche zu sein, aber die Franzosen sind verblendet, lassen sich von den Deputierten bei jeder Gelegenheit hinters Licht führen, und nun ist das Unglück hereingebrochen, nun muß das arme Volk bluten, das Land wird verheert, und vielleicht sind am Abend schon die Deutschen da. Sie haben natürlich nicht so Angst wie ich, das kann ich schon begreifen, denn es sind immerhin ihre Landsleute, die Sie respektieren würden.“

„Colette, ich begreife Sie nicht mehr, nein, ich kann Sie nicht mehr verstehen. Kennen Sie mich denn so schlecht, Sie, die ich als meine Vertraute ansehe, der ich mein Innerstes eröffnete? Ich schwöre Ihnen, ich wollte lieber sterben als vom Feinde eine Gnade annehmen, denn wenn auch die Deutschen das Volk meines Stammes sind, ihre Armee ist mein Feind so gut wie der Ihre! Ich bin als Frau Balandrau keine Deutsche mehr, mich verpflichtet der Treuschwur der Ehe als Französin zu leben und zu sterben, denn sonst wäre ich nicht mehr würdig, Madame Balandrau zu heißen. So ist es, und nun will ich kein Wort mehr sagen, und wenn Sie mich verlassen wollen, liebe Colette, dann tun Sie es, ich will Ihnen packen helfen, aber ich muß und will hier bleiben, es ist meine Pflicht und mein Wille.“

„Hilda, Hilda! Ich bewundere Sie, aber ich kann nicht anders als Sie anzuflehen, auch an meine Liebe zu glauben, die nur Ihr Bestes will.“

„Ich zweifle doch nicht daran, Colette, glauben Sie mir, ich bin unglücklich, Sie zu verlieren, aber ich trage Ihnen doch nichts nach, denn ich bin Ihnen ewig dankbar für alles, denn Sie haben mir schon so sehr ihre Freundschaft bewiesen, daß ich stolz darauf bin. Ich möchte Sie gerne begleiten, aber die Pflicht verbietet es mir, ich käme mir nicht anders vor wie eine Verräterin an mir selbst und an meiner Ueberzeugung.“

„Also, Sie wollen bleiben“

„Natürlich.“

„Auch dann, wenn ich abreise?“

„Aber gewiß, Sie kennen ja meine Gründe.“

„Wenn ich nun wegreise, sagen Sie sich im Innern, Colette ist doch feig.“

„Nein, das wissen Sie, daß ich weine, Sie verloren zu haben, aber daß ich schlecht von Ihnen denke, das werden Sie nicht annehmen, denn ich müßte sonst gering bei Ihnen angeschrieben stehen.“

Es schwebte Frau Lamien noch die Frage auf den Lippen, was Hilda zu tun gedenke, wenn ihr Mann fallen sollte, sie sprach sie aber nicht aus, sondern antwortete:

„Gut denn, ich bleibe und verlasse Sie erst, wenn man mich mit Gewalt von Ihnen trennt.“

Ein Schauer der Freude überrieselte Hilda, so sehr beglückte sie der Entschluß der Freundin, und sie konnte ihr nichts antworten in Worten; sie schloß sie in die Arme, und es kam ihr vor, sie habe in ihr eine Schwester gefunden. Von dieser Stunde ab düsteten sie sich, anders wäre es ihnen nicht möglich gewesen.

Der grollende Donner in der Ferne hörte nicht auf bis zum Mittag, aber da entlud sich ein natürliches Gewitter als müsse der Himmel auch sein Machtwort sprechen. Ein Sturm erhob sich, es begann so dunkel zu werden, als sei die Sonne versunken. Der Wind zaulte am Dache, daß die Ziegel klapperten. Die Frauen hatten noch nie so etwas mitgemacht. Im Ofen heulte und piffte es, als müsse der jüngste Tag sich ankünden. Alles hatte sich so schnell entwickelt, daß die Freundinnen kaum Zeit fanden, alle Fenster und Jalousien im Hause zu schließen. Sie erwarteten Hagel, so tiefschwarz war der Himmel. Ein neues Bangen erfaßte die beiden, sie zitterten, der Blitz möchte einschlagen, denn ein schauriges Wetterleuchten hob an und immer näher rückte der Donner. Und nun war das Feuer des Himmels da, es brach die Wolken mit seinem grellen gelben Lichte, zugleich begann der Regen, aber das war bald kein Regnen mehr, der Himmel schien die Erde ersäufen zu wollen. Hilda und Colette hielten sich enge umschlungen, als erwarteten sie das Ende der Welt. Sie hatten den Hund ins Zimmer gelassen, um weniger allein zu sein, und das Tier schmiegte sich ängstlich an sie und sah zu ihnen auf, als müsse es fragen, was noch geschehen werde.

„Jesus, Jesus, es wird einschlagen — wo wird der Strahl hinfallen?“

So frugen sich beide. Der Wolkenbruch schien kein Ende nehmen zu wollen, und das Blitzen hob immer wieder von neuem an. Dann kam der Höhepunkt, viermal fast hintereinander fiel der Strahl und die Scheiben klirrten, als müßten sie alle springen, der Hund begann zu heulen in seiner Angst.

Auf einmal war es wie abgeschnitten, das Wetter entfernte sich, der Himmel wurde heiterer, der Regen hielt an und die Frauen atmeten auf, gingen vors Haus, spähten aus, wo der Strahl wohl eingeschlagen habe, aber so weit sie sahen, kündete nichts eine Feuersbrunst. So gnädig war das schauerliche Gewitter vorübergegangen.

Um 4 Uhr tranken die Freundinnen den Kaffee vor dem Hause, denn die Sonne schien so friedlich, als wäre nichts geschehen. Wohl hatte Sturm und Wetter den Garten arg gezaust, aber das war ja nichts. An diesem Nachmittage hatte Colette das Bedürfnis, der Freundin ein Geheimnis anzuvertrauen. Und sie erzählte, sie könne ihren Gatten nicht so sehr verehren wie Hilda ihren René. Madame Balandrau machte große Augen, was sie da als Einleitung vernahm, hätte sie am wenigsten erwartet. Colette sah wohl, welchen Eindruck ihre Worte machten, ohne lange Umschweife fuhr sie weiter:

„Ja, du staunst, das habe ich wohl gewußt. Du hast immer geglaubt, wir seien so verliebt, und es ist auch so, das muß ich gleich beifügen, aber die Liebe war in diesen kurzen zwei Jahren eben nicht ungetrübt. Henri hat mir schon so vielen Kummer bereitet.“

Nun konnte Hilda doch nicht anders als sagen: „Mein liebes Kind, das ist ja nicht denkbar, seit ich euch kenne, sah ich nie den leisesten Anschein.“

„O, ich konnte mich beherrschen und verriet mich nie, denn das ging niemand etwas an als mich allein, und ich hätte den Frauen seiner Kollegen nie die Freude bereitet, ihre Nasen in unsere Verhältnisse zu stecken, denn ich wußte, daß sie alle falsch sind durch die Bank weg, darum hielt ich nur zu dir, dir vertraute ich vom ersten Augenblick an wie sonst niemanden. Ich habe nie einem Menschen etwas von dem gesagt, was mich quälte. Ich redete mir immer zu, ich dürfe den Glauben an Henri nicht verlieren und behielt alles für mich; aber jetzt muß ich mein Herz vor dir ausleeren, das wird mir gut tun, und ich werde es meinem Manne auch nicht zu verhehlen brauchen, wenn ich ihn je wiedersehen werde. Eh bien, Henri hatte, bevor er mich kennen lernte, und auch später, ein Liebesverhältnis mit einem sehr schönen, ja, mit einem sehr schönen Mädchen. Er hat mir schon gleich vor der Verlobung alles gebeichtet, darin war er offen und ehrlich. Mon Dieu, ich war nicht so unwissend und einfältig zu glauben, ich sei die erste und einzige, die er je geliebt, und fand nichts Besonderes daran, denn mein Bräutigam versicherte mir hoch und teuer, es sei nun natürlich aus mit jener. Gut, wir heirateten uns. Schon nach einigen Monaten fiel mir durch Zufall ein Brief jenes Frauenzimmers in die Hände, und ich mußte erfahren, daß Henri auf seinen Geschäftsreisen die Geliebte da und dort getroffen. Er versicherte mir, er sei mir immer treu geblieben, wenn er auch nicht leugnen konnte, daß der Verkehr zwischen ihm und jener wirklich nicht ganz aufgehört habe, da das Mädchen nicht von ihm lassen wollte. Wenn ich nicht unglücklich werden wollte, dann mußte ich ihm glauben, und tat es auch. Auf unserer letzten Reise nach Lyon gab es der grausame Zufall, daß ich erfuhr, Henri sei in Lyon selbst mit der Person zusammengetroffen, während ich Bekannte besuchte. Und er leugnete es nicht, als ich ihn zur Rede stellte. Nun kannst du dir vorstellen,

was ich durchmachte, welchen letzten Eindruck ich von ihm hatte vor dem Abschied. Aber ich liebe Henri und ich weiß, daß er mich liebt. Er war zu schwach, mit der andern ganz zu brechen, die ihn vielleicht ebensosehr liebt wie ich und ein Vorrrecht hat, wenn ich auch seine Gattin bin.“

So wie sie das sagte, mußte Hilda sie wirklich bewundern. Es lag Größe in den Worten und sie paßten so recht zu dem feinen Gesichte Colettes, in dem lachender Uebermut der Jugend und nachdenkliche Weiblichkeit sich um den Vorrang stritten. Obgleich Hilda die Freundin nie unterschätzt hatte, solche Größe hätte sie ihr nicht zugetraut.

Der Schmerz zuckte um Colettes Mund; Hilda ging zu ihr hinüber, küßte sie und fand Worte des Trostes:

„Meine liebe, tapfere Colette, ich ahnte wirklich nicht, daß du schon aus einem so bitteren Kelche trinken mußtest. Wenn ich aber nicht schon wüßte, daß du Seelengröße besitzest, heute hätte ich es erfahren. Ich will dich nicht ohne Trost lassen. In meiner Muttersprache sagt man: geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Auch ich habe etwas Ähnliches erfahren an meiner Liebe zu René, wie du an deinem Henri. Ja, schaue mich nur groß an, es ist so und ich mußte mich aufraffen wie du, um nicht alle Kraft zum Glauben an die Zukunft zu verlieren. Meine Rivalin ist kein Weib, doch vielleicht noch gefährlicher als ein solches. Die Geliebte René's ist sein Vaterland geworden und ich muß zurücktreten vor der. Ich muß und will, denn das Vaterland hat noch ein größeres Vorrrecht als jenes Mädchen, von dem du mir gesprochen. Und nicht nur das, die Geliebte meines Mannes haßt meine Heimat mit der ganzen Stärke ihrer Seele, und

die Gefahr liegt nahe, daß sie mich ganz aus dem Herzen jenes Mannes drängen will, den ich über alles liebe, mehr als meine Heimat, denn die habe ich ihm längst geopfert. Ich muß mich dazu erheben können, seine Geliebte zu verehren, wie man nur das Liebste verehren kann, und muß ihr alles opfern, wenn je die Hoffnung in mir bleiben soll, René nicht zu verlieren. Du hast mich wohl verstanden. Ich habe Beweise wie du, daß ich nicht Gespenster sehe am lichten Tage, denn René's Briefe sprechen eine Sprache, die ich nicht mißverstehe. Er lebt nur noch für sein Vaterland, er denkt nur noch an den Haß, den ihm seine Geliebte für meine Heimat einflüstert, Tag und Nacht. Aber ich bin zur Ueberzeugung gekommen, es gibt keine Ernte, da wo wir nicht gesät haben. Wir dürfen nicht schneiden wollen, ohne zu pflanzen. Darum müssen wir uns über uns



Der Krieger.

Nach einem Gemälde von Ferdinand Hodler.

selbst erheben, Colette, dürfen nicht nur nehmen, sondern müssen nun auch daran sinnen, zu geben, und viel zu geben, aus großem Herzen zu geben. So werden wir erst würdig der wahren Liebe, der Liebe, die durch die Tage der schweren Prüfungen gegangen ist. Ich will an meinen Mann glauben, will an seiner Größe nie zweifeln, und das gibt die Kraft, deren wir bedürfen. So wirst du es tun und die Prüfung wird ihre Früchte zeitigen, denn ich kann mir nicht denken, daß dein Gatte dich umsonst zu seiner Frau gemacht hat. Wenn er die andere würdig gefunden hätte, dann wäre jene sein Weib geworden. Der Krieg wird ihn läutern, des bin ich gewiß. Es wird für ihn eine Schule sein, wie es für uns eine ist.“

(Fortsetzung folgt.)